

Kirchen, Glaube und Sinnfindung: Alles à la carte?

Die Frage nach dem Sinn stellen wir uns alle. Welche Möglichkeiten haben Menschen zur Sinnfindung in einer säkularisierten Gesellschaft – ob mit oder ohne Kirche, mit oder ohne Gott?

«Gott sei Dank leben wir in einem Land, in dem niemand verfolgt wird, weil er oder sie Gott nicht danken will, oder von Gott nichts wissen will oder einem anderen Gott danken will». stellte **Prof. Dr. Ralph Kunz** vom Institut für Praktische Theologie der Universität Zürich zu Beginn der Veranstaltung zum Thema Kirchen, Glaube und Sinnfindung fest.

Sinnfindung mit Kirche?

Ob es aber überhaupt Sinn mache, den Namen Gottes zu nennen, und wofür dieser Name stehe, fragte er weiter. «Steht dieser Name für die Kirche? Ich sage nein, aber die Kirche sollte für den Namen einstehen.» Komplizierter werde es, wenn sich der Name Gottes nicht nur auf den Sinn, sondern auf den Sinn des Sinns beziehe. Dann nämlich stehe Gott für eine Voraussetzung, die wir nicht schaffen könnten. Kunz illustrierte dies am Beispiel des freiheitlichen, säkularisierten Staats. Auch dieser lebe, gemäss dem Böckenförde-Paradox, von Voraussetzungen, die er selbst nicht schaffen könne. Es gehe um eine moralische Substanz der Bürgerinnen und Bürger, die der Staat zwar fördern, aber eben nicht erzwingen könne.

Gott als Voraussetzung der Kirche

Was hat das nun mit der Kirche zu tun? Wenn er von Sinn spreche, meine er Gott, erklärte Ralph Kunz. Als Christ glaube er, dass Gott der Sinn der Kirche sei. In Anlehnung an Böckenförde hiesse dies, dass Gott die Voraussetzung der Kirche sei, die sie nicht selber schaffen könne. «Im Unterschied zum Staat bekennt sich die Kirche zu ihrer Voraussetzung, bezieht sich darauf, ruft sie sogar an, benennt sie, verdankt sie, dient ihr, nennt sie Gnade.» Ihren Gottesdienst nenne die Kirche Eucharistie, was *Dank* bedeute. Dieser Gottesdienst beschreibe das Wesen der Kirche. «Man könnte auch sagen, die Aufgabe der Kirche ist es, Gott zu ehren.» Abermals zog der Referent eine Parallele zu Böckenförde: «So wie ein Staat, der die Rechte seiner Bürger/-innen missachtet, zum Schurkenstaat wird, verliert eine Kirche, die Gott nicht ehrt, ihre Daseinsberechtigung.»

Busse tun

Dass die Kirche Gott verfehle und somit ihren Sinn verliere, sei heute eine verbreitete Meinung. Der Kirchenaustritt böte jedoch keine sinnvolle Konsequenz dieser Ansicht, gab sich Kunz überzeugt. «Wenn ich den Unrechtsstaat ablehne und Bürgerrechte einfordere, werde ich nicht zum Anarchisten, sondern lande wieder beim Staat, beim Rechtsstaat.» Die Antwort auf eine versagende Kirche sei folglich nicht der Austritt, sondern die reformierte Kirche. Mit *reformiert* beziehe er sich nicht auf die Konfession, betonte Kunz, sondern auf eine Kirche, die immer wieder zu ihren Voraussetzungen umkehre, also Busse tue.

Der Begriff *Busse* sei in diesem Zusammenhang als *Umdenken* oder *Umkehren* zu verstehen. Es gehe um eine Erneuerung des Bundes – und auch hier zog er wieder eine Parallele zum Staat. Denn genau dieses Bestreben, den Bund zu erneuern, finde sich beispielsweise in der Präambel der Bundesverfassung. «Ich sage nur, was für die Demokratie gilt, gilt auch für die Kirche. Es ist die Gemeinschaft, die einander hilft, den Bund zu erneuern.»

Das Begehren nach Erkenntnis

Wer nach dem Sinn des Sinns frage, begeben sich auf philosophisches Terrain. In der Philosophiegeschichte sei die Sinnfrage dann aufgetaucht, als der Sinn von existentialistischen Denkerinnen und Denkern radikal in Frage gestellt worden sei. Sie hätten den geistigen Voraussetzungen, die man nicht schaffen könne, nicht mehr getraut. So lege der Existentialismus den Finger auf eine offene Wunde unseres Seins, auf die eine Leerstelle, die wir nicht mit letzter Gewissheit zustopfen könnten. «Sinn verspricht etwas, das es nicht geben kann, aber ohne das wir nicht leben können.»

Als Beispiel für christlichen Existentialismus verwies Kunz auf die Kirche «als eine Gemeinschaft der Menschen, die weiss, dass sie Gott verfehlt, aber auch einer Gemeinschaft von Menschen, die sich danach sehnt, Gott zu sehen».

So sei etwa die Philosophin und Mystikerin Simone Weil von der Sehnsucht, oder der Lust nach der Wahrheit ausgegangen und überzeugt gewesen, nur das Begehren könne unser Erkenntnisvermögen führen. «Sie merken:

Busse und Begehren sind wie die radikalen Pole des Heiligen», fasste der Theologieprofessor zusammen und meinte abschliessend:

«Ich glaube, dass der Sinn ein Ruf ist, den man hört; eine Begegnung, nach der man sich sehnt. Und wenn man diesen Ruf hört, ist man erhört, wenn man wählt, ist man erwählt und folgt seiner Berufung.» Dies sei alles andere als eine elitäre Gesinnung, sondern leite hin zum Dienst und zu einem Leben in Demut.

Sinnfindung ohne Kirche

Als er das Thema seines Vortrags erhalten habe, sei er zunächst etwas erschrocken, meinte **Prof. Dr. Hans Jörg Znoj** zu Beginn seines Referats trocken. «In der Psychologie beschäftigen wir uns scheinbar dauernd mit Sinnfragen. Aber die Psychologie kann keinen Sinn stiften.» Die Psychologie erforsche das Verhalten und Erleben des Menschen. Sie frage danach, in welchen Situationen sich eine Person mit der Sinnfrage befasse oder wann eine Person ihr Verhalten und Erleben als sinnvoll oder sinnlos erlebe.

«Der Mensch ist für sein Schicksal verantwortlich»

«Die Frage nach dem Sinn stellt sich dem Menschen erst in der Krise», unterstrich der klinische Psychologe. «Das ist eine Frage, die sich aus der Freiheit des Menschen ergibt.» Tiere stellten sich die Sinnfrage nicht, sie lebten gemäss ihrem Instinkt. «Der heutige Mensch ist demgegenüber für sein Schicksal verantwortlich» stellte Znoj fest und zitierte den Gründer der Logotherapie Victor Frankl: «Im Gegensatz zum Tier sagt dem Menschen kein Instinkt, was er tun muss und im Gegensatz zum Menschen in früheren Zeiten sagt ihm keine Tradition mehr, was er tun soll und nun scheint er nicht mehr recht zu wissen, was er eigentlich will» (Frankl 1981). Damit werde die Last der Sinnfindung in unserer Zeit individualisiert, hielt Znoj fest. Die wachsende Bedeutung einer reflektierten, bewussten Lebensgestaltung zeige sich nicht zuletzt im Boom von Psychotherapie, von Coaching und Lebenshilfe.

Gesundheit als Sinn und Aufgabe?

Wenn sich die Frage nach dem Sinn erst in der Krise stelle, helfe es weiter, sich zunächst zu fragen, was denn in persönlichen Krisen geschehe. «Im psychischen Trauma zerbricht unsere Welt, so wie wir sie gekannt haben. Das Leben erscheint sinnlos und leer.» Für die Betroffenen seien Einsamkeit, Angst, Unsicherheit und Verhaltensänderungen mögliche langfristige Folgen. «Hier setzt die Psychologie an. Das Wiedererlangen der Gesundheit ist die Aufgabe. Wenn das Trauma Sinnlosigkeit hervorruft, wie kommen wir wieder zur Gesundheit, wie zu einem sinnvollen Leben?» Aus der psychologischen Praxis, aber auch aus unserem Alltag seien uns verschiedene Mittel zur Bewältigung von Krisen bekannt, unterstrich Hans Jörg Znoj. Wichtig seien die soziale Unterstützung der erkrankten Person, eine Orientierung an Werten, die Revision des eigenen Weltbildes, das Erlernen neuer Fähigkeiten, ein veränderter Umgang mit den eigenen Gefühlen aber auch beispielsweise ein persönlicher Zugang zu Spiritualität.

Was gesund erhält

«Hier nun taucht eine neue Frage auf: Was erhält denn gesund?» Hans Jörg Znoj verwies auf eine Erkenntnis der antiken Philosophie. «Epiktet stellte fest: Was die Menschen bewegt, sind nicht die Dinge selbst, sondern die Ansichten, die wir von ihnen haben.» So seien es eben nicht die Umstände, die einen krank machten, sondern die Art, wie wir damit umgingen. «Nicht die objektiven Situationen sind entscheidend, sondern wie wir sie einschätzen. Betrachten wir sie als Herausforderung? Oder betrachten wir sie als unüberwindbar? Sehen wir uns in einer Situation als Opfer oder als jemand, der etwas tun kann?»

An diesem Punkt setze beispielsweise die kognitive Therapie an, erläuterte Znoj. Sie betrachte Gefühle als Ergebnis von Bewertungsvorgängen. Und falsches, irrationales Denken könne zu dysfunktionalen Gefühlszuständen und damit zu psychischen Störungen führen. Znoj erwähnte die für Depression häufig wahrnehmbare «kognitive Triade» einer negativen Sicht von a) sich selbst, b) der Welt sowie c) der möglichen Zukunft. Mit einer gelingenden Therapie könnten solche Ansichten indes verändert werden.

Coping und Resilienz

Der Psychologe illustrierte die Zusammenhänge ebenfalls am Model der Salutogenese von Aaron Antonovsky, der die Frage nach der Entstehung der Gesundheit in die Wissenschaft eingebracht habe: «Antonovsky ging davon aus, dass Menschen, die fähig sind, in sich selbst Kohärenz zu erzeugen, auch gesund leben können.» Und dieser Kohärenzsinn bestehe für Antonovsky aus drei Teilen: der Fähigkeit, etwas zu tun und Schwierigkeiten meistern zu können; der Möglichkeit, die Welt als relativ geordnet und konsistent zu erleben. Sowie aus der Möglichkeit, das Leben trotz Schwierigkeiten als sinnvoll zu erleben und Schwierigkeiten als Herausforderung zu sehen.

Die Fähigkeiten der Menschen mit kritischen Situationen umzugehen seien indes unterschiedlich ausgeprägt. Die wissenschaftliche Psychologie verwende den Begriff Coping, um Bewältigungsstrategien in kritischen Situationen zu bezeichnen. Die Forschung habe gezeigt, dass eine Mehrheit von Personen nach kritischen Ereignissen relativ

schnell wieder zum ursprünglichen Funktionsniveau zurückfänden oder sich auch aus ungünstigen Bedingungen heraus «normal» entwickeln könnten. Dies werde mit Resilienz bezeichnet.

Entwicklung als Aufgabe

Zum Schluss seiner Ausführungen stellte der Psychologe mit einer gewissen Erleichterung fest, dass er den Begriff «Kirche» nun gar nicht verwendet habe. Die Psychologie könne zwar nicht Sinn stiften, aber sich doch zu Rahmenbedingungen äussern, meinte Hans Jörg Znoj abschliessend. Das Erleben von Sinn sei ein dynamischer Prozess und subjektiv als Wohlbefinden erlebbar. Sinn ergebe sich als erfahrbare Qualität in der persönlichen Reflexion. Unser Sinnerleben sei abhängig von unseren persönlichen Freiheitsgraden im Erleben und Verhalten. Das wieder setze voraus, dass wir offen mit uns und anderen umgingen. «Sinn ist kein fertiges Produkt, sondern muss immer wieder geschaffen werden.»

Abschied vom theistischen Gottesbild

Ella de Groot, Pfarrerin der reformierten Kirchgemeinde Muri-Gümligen, begann ihr Referat mit dessen Titelfrage: Sinnfindung ohne Gott? «Aber von was reden wir, wenn wir von Gott reden?», fragte sie weiter. Der traditionelle Theismus, also die Vorstellung eines personalen Gottes, der die Welt aus dem Nichts erschaffen und seither von aussen die Geschicke der Welt lenke, sei für viele Menschen nicht mehr vertretbar. Das Ende eines theistischen Gottesglaubens bedeute aber nicht das Ende vom Glauben oder gar von der Religion. «Unterwegs mit den Menschen bin ich auf der Suche nach einem tragfähigen Glauben, den wir mit unseren Worten ausformulieren und verstehen können», berichtete die Pfarrerin aus ihrem Berufsalltag.

Ohne Gott...

«Weil der Mensch die Begrenztheit und die Tragik seines Lebens bewältigen muss, ist er religiös», hielt die Theologin fest. Gottesvorstellungen würden demzufolge nicht auf einen existierenden Gott verweisen, sondern auf Erfahrungen im Umgang mit Ängsten, Hoffnungen und Sehnsüchten. Theologie, wörtlich *Rede von Gott*, solle dem Denken in Bewegung entsprechen, vergleichbar einem Pilger auf seiner Reise. So entspreche Theologie nichts anderem als verschiedenen Deutungen menschlicher Grunderfahrungen. «Gott ist ein Wort, das hervorgebracht worden ist durch unsere Fantasie, durch unsere Vorstellungskraft, oder anders gesagt: Gott existiert nur in den Vorstellungen der Menschen», zeigte sich die Pfarrerin überzeugt. Dies entspreche nicht einer atheistischen Haltung, denn Atheismus sei keine Alternative zu einer theistischen Gottesvorstellung: Wenn Gott nicht existiere, mache nämlich auch Atheismus keinen Sinn mehr. «Die Frage ist also nicht, ob Gott existiert, sondern ob die eigene Vorstellung von Gott noch zum eigenen Leben passt», erläuterte de Groot.

...Sinn finden?

«Eine Theologie, die Gott als Tröster, Gott als Lückenbüsser für Unbegreifliches begreifbar machen will, die eine Antwort auf Sinnfragen in der Krise zu geben versucht, so eine Theologie läuft Gefahr, zum Götzendienst zu verkommen», gab die Pfarrerin zu Bedenken. Der Mensch suche nach einem Sinn in seinem Leben, denn er wolle seine schwierigen Erfahrungen deuten können. «Just in einer Zeit, da die Anzahl der Konfessionslosen ansteigt, gibt es eine paradoxe Wiederkehr des Religiösen», beobachtete die Theologin. Und alles Religiöse à la carte? «In gewissem Sinne ja, weil die Menschen unterschiedlich sind und ihre Erfahrungen unterschiedlich deuten», beantwortete de Groot die Ausgangsfrage des Anlasses. Die Vielfalt unterschiedlicher Denkhorizonte der Menschen entspreche der Vielfalt unterschiedlicher Gottesbilder.

«Sinnfindung ohne Gott!»

Woher kommen Gottesvorstellungen? Alle Menschen seien mit Vorstellungskraft und Fantasie ausgestattet, die helfen würden, spielend andere Wirklichkeiten zu schaffen. Religionen hätten ihren Ursprung ebenfalls im Spielen. «Der Blick auf das Spielen ist aber verschleiert worden, weil Vermutungen und Vorstellungen zu Wahrheiten erhoben wurden. Dadurch ist der spielerische Charakter der Religionen verloren gegangen» ergänzte die Theologin. «Wir Menschen sind in der Lage, uns mit Sprache und Bildern eine bessere Welt einzubilden und so unsere Wirklichkeit zu erweitern», erklärte de Groot. Im Gottesdienst könne diese Sehnsucht nach einer besseren Welt aufgenommen und verstärkt werden. So könne auch nach der Verabschiedung von einem theistischen Gottesbild im Gottesdienst das Spiel der Sinnfindung gespielt werden. Es sei auch möglich, zu einem Gott zu beten und ihm zu danken im Wissen, dass es ihn nicht gebe. «Die Fantasie ist die Basis für Veränderungen und die Einbildung die Grundlage für Sinnfindung» führte die Pfarrerin aus. Dabei könnten die Geschichten aus der Bibel mit diesen jahrtausendalten Lebenserfahrungen unterstützend wirken, «denn in der biblischen Tradition liegt ein grosses Sinnfindungspotential!» schloss de Groot.

Der Staat in dreifacher Pflicht

«Der Rechtsstaat ist für den Menschen da und nicht umgekehrt.» Dieser vielzitierte Satz bedeute, dass sich der Staat um die Bedürfnisse seiner Menschen kümmern müsse, «und zwar nicht nur um die materiellen, sondern auch um die immateriellen. Und diese sind eben auch religiös-spiritueller Natur». Prof. Dr. Markus Müller vom Institut für öffentliches Recht der Universität Bern erörterte im Folgenden, warum sich der Staat trotz diesem Leitsatz zumindest in religiös-spirituellen Belangen nicht durch grosses Engagement hervortue: «Religion ist Privatsache und der Staat ist religiös neutral. Das sind zwei unerschütterliche rechtsstaatliche Glaubenssätze», betonte er. Und diese seien es, die den Staat zu einer gewissen Passivität im Umgang mit dem Religiösen verleiteten. «Diese Haltung ist kritisch zu hinterfragen. Nicht aus Prinzip, sondern weil es dem Staat die Erfüllung seiner Aufgaben in einer religiös zunehmend vitaleren und durchmischten Einwanderungsgesellschaft erschwert», mahnt Müller. Der Staat sei dreifach gefordert. Er müsse zunächst den Mut haben zu sagen, was für ihn Religion und damit Schutzgut der Glaubens- und Gewissensfreiheit sei. Weiter müsse er dort intervenieren, wo die öffentlich-rechtlich anerkannten Religionsgemeinschaften die Grundregeln des Rechtsstaats missachteten. Und nicht zuletzt habe sich der Staat zur eigenen religiösen Prägung zu bekennen, forderte der Staatsrechtler.

Sagen, was Religion ist

«Wenn der Staat in seiner Verfassung verspricht, die Religionen und das Religiöse zu schützen, dann muss er auch definieren, was er darunter versteht». Die Vorgaben des Verfassungsgebers seien hier ziemlich klar. Der Begriff der Religion müsse eng verstanden werden und erfasse hauptsächlich die Kultushandlungen. Ob auch Essens-, Bekleidungs- und andere religiös konnotierte Verhaltensvorschriften in den Schutzbereich fielen, sei zumindest fraglich. «Wenn der Staat die Religion definiert, heisst das nicht, dass er vorschreibt, welche Religion für jeden Einzelnen richtig ist. Er sagt nur, was er zu schützen bereit ist», präziserte der Referent. Dabei müsse man stets bedenken, dass ein Sachverhalt, der von der Glaubens- und Gewissensfreiheit nicht erfasst werden, deswegen nicht schutzlos bleibe. Es gebe eine Fülle von Grundrechten, die die vermeintliche Lücke füllten.

Die Regeln des Rechtsstaats gegenüber den Landeskirchen durchsetzen

Die Glaubens- und Gewissensfreiheit schützt nicht nur die individuelle, sondern auch die kollektive Religionsausübung. «Am grössten ist die Freiheit für jene Religionsgemeinschaften, die in einer losen Beziehung zum Staat stehen und keine oder nur eine symbolische Anerkennung haben». Anders verhalte es sich jedoch für die öffentlich-rechtlich anerkannten Religionsgemeinschaften. «Diese stellen staatliche Körperschaften dar und als das sind sie, wie jede andere staatliche Behörde, zu Beachtung der Grundrechte verpflichtet.» «So gesehen ist es beispielsweise problematisch, wenn in der römisch-katholischen Kirche Frauen, Homosexuelle und Geschiedene diskriminiert werden und staatlicherseits wird nicht interveniert.» Der Staat täte daher gut daran, zuerst das Verhältnis zu seinen etablierten Religionsgemeinschaften zu bereinigen, bevor er sich mit der Frage der Anerkennung weiterer Religionsgemeinschaften auseinandersetze, forderte der Referent.

Etikettenwechsel: vom neutralen zum toleranten Staat

«An der Neutralitätsfähigkeit des Staats müssen wir zweifeln: Ein neutraler Staat darf nämlich streng genommen keinen religiösen Standpunkt haben. Unser Staat hat aber einen solchen», stellte Markus Müller klar. Dabei denke er weniger an die untrüglichen Zeichen der Christlichkeit im öffentlichen Raum, sondern vor allem an das staatliche Personal. Dieses sei nämlich heute noch fast ausnahmslos christlich-jüdisch geprägt. Eine Prägung die aus dem Unbewussten wirke und sich nicht so leicht aus der Welt schaffen lasse. Der Staat täte daher gut daran, sich diesbezüglich nichts vorzumachen. «Kurz, die religiöse Neutralität ist ein Mythos. Emsig Kreuze abzuhängen, Schleier zu verbieten, Weihnachtslieder nicht mehr zu singen, hilft da gar nichts.» Vielmehr laute die Frage, wie der Staat mit seiner religiösen Prägung verfare.

Sich zu ihr bekennen sei ein erster Schritt. Sodann bedürfe es eines Etikettenwechsels vom neutralen zum toleranten Staat. Dabei gehe es nicht um eine Toleranz der gnädigen Mehrheit. Toleranz bedeutet vielmehr Respekt und Achtung vor dem Anderen, frei von jeglichen Wahrheitsansprüchen. «Denn wenn der Teufel irgendwo sitzt, dann in den absoluten Wahrheitsansprüchen.» Die Quelle einer so verstandenen Toleranz liege nicht etwa in der gern überschätzten Vernunft, sondern in der mindestens 3000 Jahre alten goldenen Regel der Menschlichkeit, die allen Weltreligionen gemeinsam sei. Auf sie kann und soll auch der Staat in seinem Handeln zurückgreifen und versuchen, allen im Gemeinwesen lebenden Personen eine gemeinsame Wertebasis zu schaffen. «Um dieses Ziel zu erreichen, muss der Staat sich aber dringend vom Paradigma Religion ist Privatsache verabschieden; denn Religion ist nicht Privatsache, sondern elementar öffentliche Sache und damit Teil des rechtsstaatlichen Engagements!»